

# Chinas McKinsey in Afrika



Herr Wang in einer Kaffeeabrik in Burundi – „Ein Land voller Möglichkeiten“ FOTO: GEORG BLUME

VON GEORG BLUME

Es ist kurz vor Mitternacht im Peking Flughafen, der Gepäckschalter schließt. In der riesigen Abfertigungshalle steht ein Mann plötzlich ganz allein. Ihm laufen Schweißperlen übers Gesicht. Wang Wenning ist es nicht gewohnt, so allein stehen gelassen zu werden. Er ist 1,70 Meter groß und schlank. Seine Gesichtszüge sind weich. Er trägt ein kurzärmeliges weißes Hemd mit dünnen blauen Streifen und eine dunkelblaue Anzughose mit zerdrückten Bügelfalten. Wer ihn nicht kennt, würde ihn jetzt, in der Gottverlassenen der menschenleeren Halle, für einen übernachteten Nudelsuppenvertreter halten.

**A**llerdings ist Wang Wenning, gerade auf dem Weg nach Dubai, in Wirklichkeit der einflussreichste private Geschäftsmann seines Landes in Afrika. Er ist Chef und Gründer von Africa Invest, der einzigen auf den Schwarzen Kontinent spezialisierten chinesischen Unternehmensberatung. Er verspricht den Afrikanern Investitionen und Profite statt Hilfe und Menschenrechte. Er ist Chinas McKinsey zwischen Kairo und Kapstadt – und damit Angstgegner aller westlichen Entwicklungshelfer in Afrika. Für die meisten afrikanischen Unternehmer ist er dagegen ein großer Hoffnungsträger. Nur ein paar Tage noch, dann werden sie ihn wie einen Erretter feiern und beklatschen, mitten in Afrika.

Doch zunächst muss er sein Rundfluggticket von Peking nach Tansania,

Ruanda, Burundi und Kenia wiederfinden. Wang ist verzweifelt. Er durchsucht zum fünften Mal seinen schwarzen Rollkoffer, seine Schritte hallen einsam durch das Terminalgebäude, er schaut in Ecken und Papierkörbe. Er entschuldigt sich höflich und sucht nach Erklärungen. Er reise ständig nach Afrika, aber er habe zum ersten Mal die Reisevorbereitungen allein treffen müssen, sagt Wang. Sonst reise er fast immer mit festem Programm auf offizielle Einladung. Doch diesmal hat er einen deutschen Journalisten bei sich. Er will zum ersten Mal, nach etlichen Anfragen westlicher Medien, der Öffentlichkeit außerhalb Chinas seine Arbeit vorstellen. Deshalb aber müsse er privat reisen, sagt Wang, und auf jede Hilfe der chinesischen Behörden verzichten. Er fügt hinzu, dass ihm die Dinge vor der Abfahrt über den Kopf gewachsen seien. Er habe noch am Vortag den Vertrag für eine chinesische Trinkwasserabfüllfabrik in Nigeria zum Abschluss bringen müssen, sagt Wang. Er schaut vor sich auf den vom Nachtpersonal blank gewienerten Boden. Der durchwühlte Koffer steht geöffnet vor ihm. Er ist halb leer. Darin befindet sich nur das notwendigste Reisegepäck. Er habe nicht einmal Zeit gehabt, den Koffer selbst zu packen, sagt Wang.

In diesem Moment klingelt das Telefon am Check-in-Counter. Wangs Ticket wurde im Fundbüro des Flughafens abgegeben. Im Nu erhellt sich sein Gesicht. Er lächelt. Es ist ein überraschend feines, feminines Lächeln. Wang ist mit seiner randlosen Studentenbrille alles andere als ein typischer chinesischer

Geschäftsmann. Von denen erwartet man Härte und Rüdheit. An den Flughafenschaltern hört man ständig, wie sie das Personal anbrüllen. Wang aber ist ein eher leiser Mensch: auf leisen Sohlen hat er Afrika erobert. Er berät nicht die großen chinesischen Staatsunternehmen mit ihren Öl-, Minen- und Staudammprojekten. Stattdessen sucht er in Afrika nach Investitionsprojekten für Chinas kleine und mittelgroße Privatunternehmer. „Pionierarbeit“ nennt er das.

Am frühen Morgen besteigt er das nächste Flugzeug nach Dubai. Einmal kommt er während des Flugs ins Plaudern. Er denke oft daran, sagt Wang, dass er den Afrikanern immer erzähle, auch China sei noch ein Entwicklungsland. Aber stimme das noch? Wang gibt sich keine Antwort. Er sagt, dass eine Geschäftsreise nach Afrika für ihn immer wie Urlaub sei und er deshalb so gerne dorthin fahre. „In Peking wacht man auf und hat schon den ganzen Tag verplant. In Afrika ist alles viel lockerer.

Da fühle ich mich freier“, sagt Wang. Dann schläft er ein.

In Dubai wartet er einen Tag auf den Anschlussflug nach Daressalam, der Hauptstadt Tansanias. Er fliegt Economy. Er trifft in Tansania mit 24 Stunden Verspätung ein. Wang sagt, dass er lange auf diesen Tag gewartet habe: Obwohl er schon über 25 afrikanische Länder abgeklappert habe, sei er nie in Tansania gewesen. Dabei habe in der Vergangenheit kein anderes Land in Afrika so gute Beziehungen zu China gehabt wie das ehemals sozialistische Tansania. Legendar sei die Freundschaft zwischen dem Großen Vorsitzenden Mao Tse-tung und dem tansanischen Staatsgründer Julius Nyerere gewesen. Damit hat er zwar recht – Mao und Nyerere waren einst auch für viele im Westen ein faszinierendes Paar –, doch vergisst er zu erwähnen, dass gerade das Scheitern von Mao und Nyerere der Hauptgrund gewesen sein dürfte, warum er selbst noch nie hier war. Tatsächlich ist Tansania eines der ärmsten Länder der Welt

## Eine Reise mit Wang Wenning, Chinas wichtigstem Unternehmensberater, der Afrika das richtige Wirtschaften lehrt. In seinem Gefolge: Millionen chinesischer Investoren

und für ausländische Investoren bislang uninteressant. Genau das aber verleiht Wangs Reise ihre Bedeutung.

Er ist an diesem Tag der erste namhafte chinesische Privatunternehmer, der in Tansania aufsetzt. Die Chinesen, die vor ihm kamen, waren hilfsbereite Kommunisten. Hinter ihm als Auslandschaffter aber steht heute die von der Unternehmenszahl her größte kapitalistische Armada, die sich je anschickte, die Welt zu erobern: Millionen chinesischer Privatunternehmer, die nur darauf warten, ihre Gewinne aus dem Exportgeschäft sinnvoll im Ausland zu investieren. Für sie sind Investitionen im Westen oft noch zu teuer – und Afrika verspricht heute sowohl einen neuen Markt als auch eine neue Produktionsbasis. Auf die Privatunternehmer komme es an, sagt Wang, sie seien der dynamischste Teil Chinas. Sie hätten dort für das Wachstum gesorgt und könnten es auch in Afrika tun, glaubt er. Wang hat sein Ziel in Afrika klar vor Augen: „Ich muss hier als Erster die Chancen erkennen.“ Schon im nächsten Mai will er mit einem Tross chinesischer CEOs die erste China-Messe in Tansania abhalten. Er will ausnutzen, dass bisher, abgesehen von einigen Restaurantbetrieben und einer kleinen Schuhfabrik, keine chinesischen Unternehmer in Tansania tätig sind.

Kaum sitzt er im Kleinbus zum Hotel, bearbeitet er sein Handy. „Ich bin William Wang aus China von Africa Invest“, stellt er sich mit seinem englischen Namen vor. Er hat eine Liste von

Fortsetzung auf Seite 2 >>>

## ► Fortsetzung von Seite 1

privaten Unternehmenskontakten von der tansanischen Botschaft in Peking erhalten. Er arbeitet die Liste ab, bevor er auch nur einen Blick durchs Busfenster wirft. Draußen leuchtet Afrika: bunte Gewänder, gelbes Obst, blauer Himmel – faszinierend lebensfrohe Farben für jeden, der aus dem grauen, versmogten Peking kommt. Bei etwas genauem Hinsehen aber wirken die Menschen arm, zerlummt und elend im Vergleich zum Wohlstand chinesischer Städte. Wang bewegt sich ständig zwischen diesen Welten. Er ignoriert die Bananen- und Zeitungverkäufer, die während des Staus vom Flughafens in die Stadt an sein Seitenfenster klopfen. Er quartiert sich im Palm Beach Hotel ein, einer unauffälligen Unterkunft in der Innenstadt von Darassalam. In den Zimmern liegen die Matratzen auf Latenrostroten unter staubigen Moskitonetzen. Kein Luxus, das sei ihm wichtig, sagt Wang. Es sei ihm egal, ob er ein chinesisches Hemd für fünf Dollar trage oder ein italienisches für fünf hundert Dollar, deshalb trage er meist chinesische Hemden, erzählt Wang. Er weiß, wie korruptionsanfällig sein Geschäft ist und wie leicht man genau an die falschen Leute geht. Umso demonstrativer setzt er auf Bescheidenheit.

Seinem Geschäft hat das bisher nur genutzt. In Pekinger Regierungskreisen gilt Wang als erfolgreichster privatwirtschaftlicher Wegbereiter des China-Booms in Afrika. Von 11 Milliarden Dollar im Jahr 2000 verfünffachte sich das Handelsvolumen zwischen China und Afrika bis zum letzten Jahr auf 56 Milliarden Dollar. In der gleichen Zeit stiegen Chinas Direktinvestitionen in Afrika auf annähernd 2 Milliarden. Das ist im Vergleich zum Westen noch nicht viel, und die großen Summen fließen bisher über Chinas staatliche Großkonzerne in die afrikanische Rohstoffausbeutung. Wangs Firma aber verspricht Afrika nachhaltige Investitionen privater Unternehmen in Produktion und Industrie. „Damit auch Afrika endlich von der Globalisierung profitiert“, sagt Wang. Und er hat bereits einige Versprechen eingelöst: Von den 800 chinesischen Unternehmen, die nach offiziellen Statistiken bis heute in Afrika Direktinvestitionen getätigt haben, nahmen über 200 seine Vermittlungsdienste in Anspruch. Meist waren es Textil-, Chemie- und Lebensmittelbetriebe. Seine Firma Africa Investment Net führte mehr als 350 chinesische Wirtschaftsdelegationen nach Afrika. Beim Pekinger Afrika-Gipfel im vergangenen November übertrug die KP-Regierung Wangs dreißig Angestellten die Verantwortung für das kulturelle Begleitprogramm von 48 afrikanischen Staats- und Regierungschefs. Die KP hat in den eigenen Reihen eben keinen, der Afrika so gut kennt wie Wang.

Elf Jahre diente er im chinesischen Außenhandelsministerium, fünf davon in Afrika, bevor er 1999 kündigte und seine eigene Firma gründete. Wang öffnet Chinas Türen nach Afrika. Beim Einchecken im Palm Beach Hotel wartet bereits sein per Handy herbeigerufenen Empfangskomitee: der dicke, grauhaarige Gabriel Kessie und sein eleganter, jugendlich wirkender Begleiter Abdulah Mwinyi. Kessie – dunkler Nadelstreifenanzug – gilt als einer der erfolgreichsten Privatunternehmer Tansanias: Er betreibt Goldminen und Ölhandel, ist der Vertreter von General Motors in Tansania und besitzt obendrein riesige Cashewnusspanlagen. Abdulah Mwinyi, Sohn des langjährigen Präsidenten und Nyerere-Nachfolgers Ali Asan Mwinyi, ist der Rechtsausschussvorsitzende des ostafrikanischen Parlaments und einer der hoffnungsvollsten Nachwuchspolitiker Tansanias. Er trägt ein rot-blau gestreiftes Polohemd und helle Hosen von Pierre Cardin. Viele sagen, dass Abdullah das Zeug zum Präsidenten habe, stellt Kessie seinen Begleiter vor. Sie laden ihren chinesischen Gast auf der Stelle zu Kilimanjaro-Bier im Hotel-Biergarten ein.

Wang trinkt Orangensaft, aber Kessie und Mwinyi lassen sich nicht stören. Sie führen keine Vorreden und sind sofort bei der Sache. „Wo wollen Sie investieren?“, fragen sie. „Agrobusiness. Der Anfang lässt sich oft am leichtesten in der Landwirtschaft machen“, antwortet Wang. „In welchem Maßstab?“, fragt Kessie. „In Kamerun haben wir gerade geholfen, eine Reisfarm mit über 5.000 Hektar zu gründen“, sagt Wang. „Ich

habe 100.000 Hektar am Rufiji-Fluss, das ist 200 Kilometer entfernt von hier, gut bewässerbar, die könnt ihr haben“, gibt der Unternehmer zurück. „Die Regierung bietet vollständige Kreditgarantien, sofern über fünfzig Prozent der Ernte exportiert werden“, ergänzt Mwinyi das Angebot. Wang ist vorsichtig. Als Unternehmensberater kann er keine Versprechen geben, nur Ideen sammeln. Aber im Gespräch mit Kessie und Mwinyi wird schnell klar, was ihn nach Afrika treibt. Die drei können sich gar nicht retten vor Projektideen: „Textilfabriken, Zementfabriken, Papierfabriken, Plastikfabriken, Möbelfabriken, Lebensmittelbetriebe, Baumaterialfabriken – davon gibt es einfach viel zu viele in China, man braucht sie nicht mehr, weil sich unsere Wirtschaftsstrukturen verändern“, erklärt Wang. „Das ist fantastisch. Wir haben nichts davon. Uns fehlen sämtliche Leichtindustrien. Bring diese Unternehmer hierher!“, entgegnet Mwinyi. „Wir können sowohl die alten Maschinen als auch die Fachleute exportieren“, schlägt Wang vor. „Genau das wollen wir: dass sie herkommen und hier produzieren. Dass wir nicht nur an sie verkaufen“, sagt Mwinyi.

Der junge Abgeordnete hat mit Wang eines gemeinsam: Beide studierten in Großbritannien. Wang Ökonomie in London, Mwinyi Jura in Cardiff. Ihren Glauben an die Vorzüge einer freien

Nüssen aus Afrika monopolisiert hat. „Ich will hier produzieren und direkt nach China verkaufen“, sagt Kessie. Wang versteht sofort, erzählt von einem Freund, der Chef des Verbands der Verpackungsindustrie in China sei. „Der ist ein 3-Milliarden-Dollar-Mann, der kann helfen“, sagt Wang. Das ist der Köder. Kessie beißt an. Schon im November will er nach China kommen und mit der Hilfe von Wang und seinem reichen Freund nach einem Joint-Venture-Partner für eine Nussverpackungsfabrik in Tansania suchen.

Am Abend führt Kessie Wang zum Essen aus. Er bietet ihm ein China-restaurant an, aber Wang besteht auf der lokalen Küche – für einen Chinesen ungewöhnlich. Bald sitzen beide in einer belebten Markt-gasse an einem Tisch im Freien vor Bergen von Hühnerfleisch, gebratenen Bananen und Papayas. Sie erzählen von ihren Familien. Kessie hat zehn Kinder, Wang eines, schon wegen der Einkindpolitik in China. „Die Chinesen können zu uns kommen, um mehr Kinder zu bekommen“, schlägt Kessie lachend vor. Wang scheint die Spontanität des korrupten, aufbrausenden Afrikaners zu gefallen, er selbst reagiert bestimmt, aber zurückhaltend. „Wir Chinesen“, antwortet er diplomatisch, „müssen uns in die einfache Leben Afrikas integrieren. Auch wenn es uns schwerfällt.“

nesen erbaut und befindet sich heute im tansanischen Staatsbesitz. Vor dem Fabrikingang stehen zwei chinesische Steinlöwen, in der Eingangshalle hängen Fotos vom Besuch des chinesischen Außenministers vor einigen Jahren. 1.600 Arbeiter sind hier unter Vertrag, geführt von einer Handvoll chinesischer Manager. Sie stellen Baumwollstoffe in der schönsten afrikanischen Farben her, beliefern das ganze Land. Doch die Stimmung ist düster. „Money! Money! Money!“, rufen ein paar im Gras liegende pausierende Arbeiter dem chinesischen Gast zu. Sie beschweren sich, dass sie nicht genug verdienen.

„Die Leute haben keine Ahnung. Wir suchen dringend Investoren, sonst gibt es bald gar keine Arbeit mehr“, wehrt der tansanische Fabrikleiter ihre Rufe ab. Wang kann kaum fassen, was er zu sehen bekommt. Die Fabrik, obgleich seit Jahren profitabel, ähnelt einem Industriemuseum. „Wir kann man mit so alten Maschinen noch Gewinne machen?“, fragt er ungläubig. Damit ist auch schon klar, warum er hier so herzlich empfangen wird. Nicht nur Tansania, ganz Ostafrika hat praktisch keine Textilindustrie mehr. Was einmal vor den Zeiten der Globalisierung, meist von westlichen Unternehmen, an Industrie aufgebaut wurde, ist schrottreif. Umso größer ist die Hoffnung auf die chinesischen Investoren. „Ihr habt doch genau die Technologie, die wir brau-

den Applaus, wie ihn zuvor nur der Präsident einheimste. Es braust und donnert im Saal. Dann spricht der Ministerpräsident des holländischen Entwicklungshilfeministeriums aus Den Haag. Er ist groß und hat blonde, weisse Haare. Er sagt, er habe eine Million Euro holländischer Steuergelder für Projekte in Ruanda zu vergeben und bitte kleine Unternehmer um Projektbewerbungen. Dann setzt er sich. Im Saal herrscht plötzlich Totenstille. Auch Ruanda, das ist das Signal der Anwesenden, braucht Investitionen, Handel, Touristen, nicht Entwicklungshilfe. Tatsächlich sind Überfluss und Mangel augenfällig. Wer heute durch das aufgeräumte, aber bettelarme Kigali fährt, sieht überall große Schilder, die von westlichen Hilfsprojekten künden. Regierungen, Kirchen und NGOs aus dem Westen – alle sind sie hier, um zu helfen. Dagegen gibt es kaum kommerzielle Werbepлакate in der Stadt. Sogar Coca-Cola wirbt nur vereinzelt. Woran es fehlt, sind ausländische Direktinvestitionen.

Umso entzückter ist Cläre Akamanzi von ihrem chinesischen Gast. Sie hat Wang eingeladen – als ersten Unternehmer aus China auf ihrer Konferenz. Akamanzi ist Vizegeneraldirektorin der Investitionsförderungsstelle Ruandas. Sie ist jung, gebildet, attraktiv. Sie trägt ein langes, traditionelles orange Kleid. Sie ist umringt von westlichen Geschäftsluten. Doch sie lässt in der Konferenzpause alle stehen, um Wang zu ihrem Präsidenten zu führen. Paul Kagame ist einer der charismatischsten Staatsführer Afrikas. Lange Jahre trug er die grüne Uniform des Dschungelkämpfers. Angefangen mit einer kleinen Truppe ruandischer Flüchtlinge

Herr Wang auf dem Weg nach Burundi, und zwar unerschütterlich. Weder Unruhen noch Rebellen können ihn von seiner Dienstreise abhalten – Schwierigkeiten lassen sich meistens mit Geld aus dem Weg räumen  
FOTO: GEORG BLUME



und globalen Marktwirtschaft, sagen beide, hätten sie durch ihr Studium im Westen gefestigt. Nun aber machen sie ihre Rechnung ohne den Westen auf. „Wer kann von westlichen Unternehmen verlangen, dass sie in Afrika so einfache Produkte wie Ziegelsteine oder Hosen herstellen?“, fragt Wang. Genau diese einfachen Investitionen aber benötigt Afrika. Mwinyi sieht das genauso: „Wir haben Produkte – Cashewnüsse, Kaffee, Edelsteine – aber keine Industrie, weil die Geberländer zwar staatliche Hilfe leisten, aber nicht privat investieren.“

Die Zahlen geben ihm recht: Schon seit den Siebzigerjahren ist Tansania einer der größten Empfänger von Entwicklungshilfe in Afrika, doch noch immer dümpelt der Industrieanteil am tansanischen Bruttoinlandsprodukt bei zehn Prozent. Was das Land viel dringender als Hilfe braucht, sind ausländische Direktinvestitionen. Und tatsächlich klopfen die drei noch am ersten Abend ein Projekt fest. Wang hat zufällig Cashewnüsse aus einem Pekinger Supermarkt mitgebracht. Seine Schwiegermutter in Peking hat sie ihm als Notproviand mitgegeben. Er bietet sie den anderen zum Bier an. Sie sind in einer bunt glänzenden Aluminiumtüte vakuumverpackt. Kessie staunt: „Die Verpackung macht einen großen Unterschied“, stellt er fest. Ebenso schnell ist ihm klar, dass die Qualität der chinesischen Nüsse in Tansania nicht einmal die niedrigste Stufe erfüllen würde. Wang ist nicht überrascht. „So war das in China früher auch: erstklassiges Produkt, zweitklassige Verpackung, drittklassiger Preis“, sagt Wang. Kessie besitzt große Cashewnussplantagen, lässt aber alle Nüsse zur Verarbeitung nach Indien exportieren, das den Handel mit

Er berichtet von seinem Apartment mit Mikrowelle und Waschmaschine in Peking. „Ich fürchte mich vor Hochhäusern“, entgegnet Kessie und spricht von seiner Ranch. „Von meiner Haustür hört man die Löwen in der Nacht brüllen. Aber was machen eigentlich eure Tiger?“, will er wissen. Wang entgeht die Symbolik der Frage nicht: Löwen und Tiger – sie sind die Könige der Tiere, ausserkoren, die Welt zu beherrschen. Auf sie ließe sich anstoßen. Über sie ließe sich philosophieren. Doch Wang denkt lieber an ihren konkreten Nutzen. „Kann ich dann mit meinen CEOs aus China das nächste Mal auf Ihre Ranch kommen?“, fragt er. „Die wollen hier sowieso nur zwei Tage auf die Messe und dann fünf Tage auf Safari.“

Am nächsten Tag zeigt ihm Kessie die Stadt. Wang will Material für seine Webpage sammeln. Wer in China an unternehmerischen Beziehungen zu Afrika interessiert ist, kommt an Wangs Webpage kaum vorbei. Die chinesische Wirtschaftspressen zitiert sie ständig. Alle afrikanischen Länder, die Wang bereits hat, werden hier vorgestellt: mit den chinesischen Unternehmen, die bereits vor Ort sind, mit den Mietpreisen für Luxusvillen, den lokalen Investitionsbedingungen und laufenden aktuellen Informationen. Also lässt sich Wang zu den neuen Ausländersiedlungen unter Palmen am Indischen Ozean fahren. Er fotografiert Fußball spielende Kinder vor dem neuen, von Chinesen erbauten Nationalstadion Tansanias – ein Bild wie für die Adidas-Werbung – und er besucht die erfolgreichste Textilfabrik Ostafrikas.

Die „Tanzania-China Friendship Textile Corporation“ liegt an der Ausfahrtstraße zum Flughafen, wurde ebenfalls schon in den Sechzigerjahren von Chi-

nen, sagt der Fabrikleiter zu Wang. Der filmt sorgfältig die alten Anlagen. Das Video kommt später auf seine Webpage. Die chinesischen Textilunternehmen sollen sehen, wie leicht es wäre, in Afrika die Konkurrenz zu überholen.

Am Ende seines Besuchs in Tansania ist Wang zufrieden und skeptisch zugleich. Kessie betrachtet er als Glücksfall. Typen wie er riechen das Geschäft. Sie kommen einmal nach China und dann immer wieder“, sagt Wang. Aber generell sei die Aufgabe schwierig: Schlechte Straßen, wenige Geschäfte – Tansania sei noch ärmer, als er gedacht habe. Man müsse den chinesischen Unternehmern hier ganz genau umrisse, kleine Projekte anbieten. „Große Projekte würden scheitern“, sagt Wang. Das klingt ernüchternd. Aber vielleicht ist es genau das, was Wangs Afrikamission von denen vorheriger Eroberer unterscheidet. Er geht mit kleinen Schritten. Er sucht nicht nach Landübernahmen, nach großen Rohstoffprojekten, nach Elfenbein und Edelsteinen wie vor ihm Kolonialherren und Konzerne. Er sucht nicht nach Hilfsbedürftigen und Entrechteten, wie vor ihm die Entwicklungshelfer. Er fahndet nach Win-win-Projekten für Chinas kleinere und mittlere Betriebe. Sie können in Afrika zwei wichtige Ziele verfolgen: den afrikanischen Markt bedienen und von Afrika aus Europa beliefern. „Es ist keine Frage des Wollens, wenn chinesische Firmen nach Afrika gehen, sondern ein Ergebnis des globalen Konkurrenzdrucks“, weiß Wang.

Wenige Tage später findet er für seine Botschaft ein ganz neues Publikum: In Kigali, der Hauptstadt Ruandas, findet die vierte Internationale Investorenkonferenz seit dem Ende von Völkermord und Bürgerkrieg vor dreizehn

aus Uganda, hat Kagame einst sein Land erobert, hat den fürchterlichsten Bürgerkrieg der jüngeren afrikanischen Geschichte gekämpft und gewonnen, und ist seit zwölf Jahren unangefochtener Herrscher über Ruanda.

Der hagere, hochgewachsene Mann trägt an diesem Morgen einen vornehmen dunkelblauen Anzug mit Krawatte. Er hält im tropischen Garten des Hotels eine Kaffeetasse in der Hand. Er reicht Wang die Hand. Der stellt seine Firma vor, erzählt von seiner Webpage und bittet für sie um ein Foto mit dem Präsidenten. Kagame lächelt in die Kamera, dann zieht er eine kurze Bilanz seines Chinabesuchs im Mai. „Die Geschichte hält für uns Lektionen parat – in jüngster Zeit in Asien“, sagt Kagame. Womit er nicht mehr die Lektionen meint, die er als Guerillaführer von Mao Tse-tung lernte. Er denkt an Geschäft, an China und die Tigerstaaten. Kagame braucht Wang. Das kleine Land hat keine zugänglichen Rohstoffe. Kein chinesischer Unternehmer vor Wang hat sich systematisch um Investitionschancen in Ruanda bemüht. Nur zwanzig chinesische Geschäftsleute, Restaurantbesitzer und Straßenbaumanager, seien bisher in Ruanda aktiv, erzählt Akamanzi. „In zwei Jahren werden es 2.000 sein“, antwortet Wang und will damit sagen: Ich bringe sie euch. Kagami und Akamanzi nicken zuversichtlich. Weshalb Wang seiner Sache so sicher ist: Er hat in Ruanda einen guten Freund, den Handelsattaché der chinesischen Botschaft. Am Vortag der Konferenz war Wang sein Gast – zum Angeln am Jambo Beach.

**H**eute bitte keine Fragen. Es ist eine große Geste, dass uns der Handelsattaché gemeinsam zum Ausflug einlädt“, warnt Wang seinen Begleiter. Er wird die Sorge nicht los, dass der deutsche Reporter den chinesischen Auslandsbehörden missliebig auffällt und er deshalb um seine guten Beziehungen fürchten muss. Doch an diesem Tag ist die Sorge unbegründet. Mit dem Botschaftswagen fährt man über neue Landstraßen durch grünes Bergland zu einem der schönsten Seen des Landes. Überall in den Dörfern erinnern Kirchen- und Klosterbauten an die Kolonialzeit. Chinas Präsenz in Ruanda ist dagegen völlig neu. Sichtbar wird sie nur an dem auch hier von Chinesen erbauten Fußballstadion in der Hauptstadt.

Am See wartet der Handelsattaché mit zwei Mitarbeitern, seine Frau hält Gläser mit grünem Tee bereit. Wang packt tansanischen Schnaps und noch mehr Pekinger Nüsse aus. Bald macht es sich die kleine chinesische Gesellschaft auf einem Bootssteg gemütlich und wirft die Angeln aus. Ihre Unterhaltung verläuft wie unter Westlern in Afrika: Man klagt über das Essen, spricht über faszinierende Freizeitmöglichkeiten, lobt bisweilen die Gastfreundschaft der Afrikaner. Erst beim Gespräch über Politik ändert sich der Ton: „Ruanda ist eines der sichersten Länder Afrikas, weil der Präsident ein Soldat ist, der Verbrecher hart bestraft und keine Gnade kennt“, sagt ein jüngerer Diplomat wohlwollend. Keiner in der Runde käme auf den Gedanken, Ruanda ein Demokratiedefizit zu attestieren, wie es hier viele Europäer tun. Die Chinesen aber sind damit dem Denken der Ruander näher. Die vom Völkermord gezeichnete Nation ist heute Paul Kagame ähnlich dankbar, wie die Chinesen Deng Xiaoping nach der Kulturrevolution dankbar waren. Beide Männer beendeten das Chaos und brachten Stabilität und Marktreflexe.

In die Runde auf dem Bootssteg mischen sich immer wieder Ruander ein. Es sind Bessergestellte aus der Hauptstadt, die wie die Chinesen am Jambo Beach Stammgäste sind. Man kennt sich privat, nicht geschäftlich, und trinkt am Wochenende ein Bier zusammen. Dabei sind Ruander und Chinesen immer dann einer Meinung, wenn die Sprache auf den Westen kommt. Niemand mag Bush, niemand mag Sarkozy. Gemeinsam schimpft man auf die europäischen Fußballigen, die alles Talent aus Afrika und Asien absaugen. Ein hochgewachsener Stadtteilbürgermeister aus Kigali in weißem Hemd und dunklem Anzug ist mit den Chinesen besonders vertraut. Er legt ihrem deutschen Gast den Arm um die Schulter und sagt schadenfroh: „Das ärgert euch Westler, wenn wir Afrikaner jetzt mit den Chinesen zusammenarbeiten, nicht wahr? Dann seid ihr nur noch Zuschauer.“ Der Reporter entgegnet, im-

merhin würden 300 Deutsche in Ruanda arbeiten, aber nur 200 Chinesen. „Ja“, stimmt der Bürgermeister zu und wird ernsthaft, „aber die Chinesen leben sparsamer, arbeiten für weniger Geld und sind deshalb effektiver und beliebter.“ Ein Stück Konkurrenz zwischen China und dem Westen in Afrika wird spürbar. Der Handelsattaché aber geht darauf nicht ein. Er sieht vielmehr China und den Westen in einem Boot. „Die Deutschen wollen jetzt eine Machbarkeitsstudie für eine Eisenbahn von Tansania über Burundi nach Ruanda in Auftrag geben“, erzählt er beiläufig. „Aber das ist der gleiche Unsinn wie unsere alte Eisenbahn von Tansania nach Sambia. Das Projekt ist zu groß und unrentabel.“ Er lacht bitter. Der Attaché Yi Zonghua trägt ein blaues Polohemd und beige Freizeithosen. Er ist ein alterer Diplomat, der lange Jahre in Afrika verbracht hat. Yi hält von der ganzen Afrikahilfe nichts, egal ob sie aus China oder aus Deutschland, von der Weltbank oder von NGOs kommt. „Nur Kleinindustrie und Handel können der afrikanischen Wirtschaft helfen“, sagt er. Dabei mache Ruanda eine große Ausnahme. Es sei nicht nur eines der „stabilsten, friedlichsten und am wenigsten korrupten Länder Afrikas“. Die unvergleichbare Stärke Ruandas sei, dass man sich wirklich Mühe gebe, ausländische Investoren anzulocken, behauptet der Attaché. Ganz Ähnliches berichtete kürzlich das US-Magazin *Fortune*. „Hier ist endlich eine afrikanische Nation, die sich nicht so sehr gegenüber anderen Regierungen, sondern gegenüber der Unternehmerwelt öffnet.“

Diese Einsichten bestätigen Wang. „Entwicklungshilfe löst sich in Luft auf. Deshalb muss man investieren“, glaubt er. Er greift zu demselben Mittel, das auch in China erfolgreich Investoren anlockte: der Sonderwirtschaftszone. In Nigeria war seine Firma in diesem Jahr maßgeblich an der Eröffnung einer Zone für chinesische Privatunternehmen beteiligt. Gleiches plant er nun in Ruanda.

Am nächsten Tag will er mit dem Jeep über Land nach Bujumbura, der Hauptstadt Burundis, fahren. Doch es gibt Warnungen: Ruandische Rebellen hätten in der Nacht unweit der Grenze in Burundi dreißig Menschen getötet. Wang kümmert das nicht. Er bietet dem Jeepfahrer ein Extrageld. Es geht los. Er schaut aus dem Fenster und genießt die schöne Berglandschaft. Solange der Jeep durch Ruanda rollt, ist die Fahrt ungefährlich. Er hat Zeit zum Diskutieren.

„Natürlich muss China in Afrika Fehler zugeben, das lässt sich nicht vermeiden“, sagt Wang, auch er könne die Lage Afrikas nicht schönreden. Er lobt den Hollywood-Thriller „Blood Diamond“ mit Leonardo DiCaprio, der die dunklen Seiten des Geschäfts mit Afrika zeigt. Er gibt den westlichen Kritikern recht, die Chinas Rohstoffausbeutung in Afrika kritisieren. Angesprochen auf Chinas umstrittene Rolle in Angola und im Sudan, sagt er: „Ihr habt ja recht. Auch wir Chinesen müssen erkennen, dass Ölfelder und Minen der afrikanischen Bevölkerung nichts nützen.“ Doch die Kritik des Westens an Chinas neuer Rolle in Afrika hat für ihn noch einen anderen Grund: „Der Westen hat gegenüber Afrika ein schlechtes Gewissen, will Afrika helfen und kann gerade deshalb schwer begreifen, dass wir Chinesen heute den Afrikanern vielleicht besser helfen können als der Westen“, sagt Wang. Er sei Anfang vierzig. Er habe noch die Zeiten gekannt, in denen China so arm war, wie Afrika es heute immer noch ist.

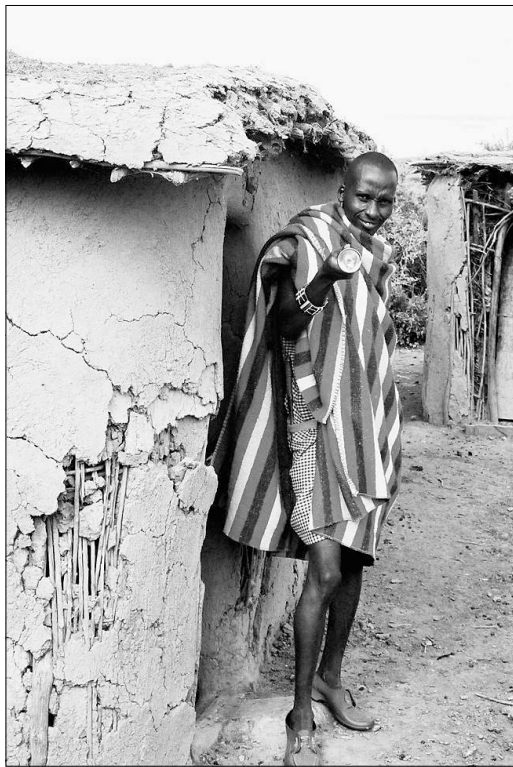
Hinter der Grenze nach Burundi wird es spannend: Ein militärischer Posten nach dem anderen hält den Wagen an. Junge Uniformierte halten ihre Maschinengewehre auf Wang und verlangen Wegegeld. Sie könnten durchaus zu den Rebellen gehören. „Wir bleiben ruhig und stellen keine Fragen“, kommandiert Wang und bezahlt. Nach einer nicht enden wollenden Fahrtstunde mit vielen unfreiwilligen Unterbrechungen führt die Straße schließlich bergab in die weite Ebene des Tanganjikasees. Die Gefahr scheint vorbei. Wang freut sich über die vielen Fahrradfahrer, die sich bergauf an die Lkws hängen und sie bergab überholen: „Diese Menschen sind sehr glücklich, viel glücklicher als die Leute in meinem Pekinger Büro“, sagt Wang. Die Gewehrläufe, an deren Macht doch Mao immer glaubte, hat er längst wieder vergessen.

In Bujumbura erwartet Wang ein diplomatisches Durcheinander. Der hiesige chinesische Handelsattaché,



Wenning Wang, Chinas wichtigster Mann in Afrika: Man könnte ihn für einen Nudelsuppenvertreter halten.

FOTO: GEORG BLUME



Es gibt Waren und Rohstoffe en masse, aber Taschenlampen werden nicht in Afrika hergestellt – noch nicht

FOTO: GEORG BLUME

der von seiner Ankunft nichts weiß, schmeißt ihn gleich wieder vom Botschaftsgelände, weil er einen deutschen Begleiter bemerkt. Doch dann zitiert er Wang wieder zurück – „zum Verhör“, wie Wang später bemerkt. Die Botschaft hat erfahren, dass Wang von fünf burundischen Ministern zu separaten Gesprächen erwartet wird. Nie zuvor wurde in Burundi ein Chinese von so vielen Kabinettsmitgliedern empfangen. Auch Wang ist überrascht, er hatte zuvor seine Ankunft nur der burundischen Botschaft in Peking mitgeteilt. Doch unter den afrikanischen Regierungen hat sich herumgesprochen, wer Wang ist. Und je ärmer das Land, desto hoffnungsvoller sein Empfang. In Burundi herrschte dreizehn Jahre fortdauernder Bürgerkrieg. Erst vor zwei Jahren trat ein einigermaßen stabiler Frieden ein. Für westliche Unternehmer ist das nichts. Für chinesische vielleicht doch. „Man soll nie an den schlechten Ruf glauben, der einem Land voraussetzt, sondern immer hingehen und mit den Leuten reden“, formuliert Wang das Credo, das ihn hierher treibt. Zwei Tage später, nach etlichen Ministerrunden und dem Besuch von Kaffee- und Textilfabriken, sieht er das kriegsverwüstete Burundi schon als „Land voller Möglichkeiten“.

Wangs Elan steht in krassstem Gegensatz zu dem finsternen Pessimismus, der in deutschen Diplomatentreisen in Bujumbura regiert. Von Hungersnot, Krieg und den Schwierigkeiten beim Aufbau der Demokratie redet man hier, im Fünftersternhotel Source de Nil, wo die deutsche Botschaft, die Weltbank und andere westliche Organisationen ihre temporären Büros bezogen haben. Alle waren sie während des Kriegs geflohen – im Gegensatz zu den chinesischen Diplomaten. Doch die Chinesen, so heißt es in diesen Kreisen, seien nur wegen des Profits in Burundi, das deutsche Engagement dagegen diene ausschließlich der Weltsocialpolitik. Je länger man den Diplomaten im Hotel Source de Nil zuhört, desto mehr wundert man sich, warum die Burundier nicht längst die Chinesen als Feinde davongejagt haben.

**T**ags darauf fliegt Wang über Nairobi zurück nach Peking. In der kenianischen Hauptstadt hat er mehrere Stunden Aufenthalt. Er trifft die Managerin Nancy Yu, die hier seit sieben Jahren für eine große chinesische Handelsfirma im Bereich der Markterschließung arbeitet. Yu trägt rosa Jeans und goldene Sandalen. Sie ist jung und energiegel. Sie erzählt von einem Land, in dem bereits sechstausend Chinesen lebten, darunter viele Privatunternehmer. Die ersten seien 1995 nach Kenia gekommen. Inzwischen würden sie hier Fernseher, Schuhe, Wasserpumpen, Generatoren und Motorräder herstellen lassen.

Yu führt ihn auf die Märkte von Nairobi, auf denen China seine ganze Handelsmacht demonstriert. Überall verkaufen die Händler chinesische Produkte: Taschen, Fahrradpumpen, Transistorradios. Neben bunten, neuen Textilien aus China wird die graue, zerlumpte Altkleiderware aus Europa angeboten. Nur auf dem Kunsthandwerkermarkt für Touristen gibt es afrikanische Ware. Wang hat noch Platz im Koffer. Er will hier ein paar handgefärbte Batiken kaufen. „150 Shilling pro Stück, das ist der normale Preis“, schlägt Yu zwei jungen Verkäufern vor – sie lehnen ab. Stattdessen sprechen sie lieber den Deutschen im Hintergrund an. „Diese Chinesen sind alle Halsabschneider“, rufen sie und halten sich den Finger wie ein Messer an die Kehle, „aber ihr aus Europa seid bereit, einen gerechten Preis zu zahlen. Ihr wollt nicht, dass wir für nur einen Dollar am Tag arbeiten.“ Sie fordern von dem Deutschen 1.000 Shilling für eine ihrer Batiken. Yu erklärt sie für verrückt und geht mit Wang zum nächsten Stand. Dort bekommen die beiden die gleichen Batiken mühelos für 150 Shilling pro Stück. Sie zahlen den Marktpreis, keinen Solidaritätspreis. Sie machen es richtig. Der Westen hat den Schwarzen Kontinent mit seiner Entwicklungshilfe das falsche Wirtschaften gelehrt. Fürs richtige Wirtschaften braucht Afrika heute die Chinesen. Die Halsabschneider, da haben die Jungs unrecht, gibt es schon lange nicht mehr. Das waren früher die Kolonialisten.

GEORG BLUME, Jahrgang 1963, ist taz-Korrespondent in Peking



Michael Kelly, Wohnungsamt-Chef in Washington D. C., vor den Resten der Wohnsiedlung Arthur Capper's  
FOTO: BRENDAN SMIALOWSKI/NYT/REDUX/LAIF

Die Vorbereitungen für die Olympiade haben Wohnraum in Peking rar gemacht. Fitnessstudios und Coffee-to-go-Shops verdrängen die Familienhäuser. Man braucht aber keine Festspiele, um Unerwünschte aus der Innenstadt zu schmeißen, wie man am Beispiel Washingtons sieht. Geschichten der globalen Gentrifizierung

# Nägel in der Landschaft

## Washington D. C.

Weniger Crack, weniger Morde, weniger Schießereien – die US-amerikanische Hauptstadt wandelt sich seit Anfang der Neunzigerjahre von einer Stadt mit Anspruch auf den zweifelhaften Titel „murder capital“ hin zu einer hochpreisigen Yuppiesstadt. Das deutlichste Zeichen des Aufbruchs setzte 1994 ausgerechnet der schwarze Bürgermeister Anthony Williams. Er verkündete damals den Neubau eines 500 Millionen Dollar teuren Sportstadions. Das Megaprojekt ist Teil eines Masterplans, der zum Ziel hat, die demografische Zusammensetzung der Stadtbevölkerung nachhaltig zu verändern. Williams setzte seine Unterschrift unter einen Plan, der die schwarze Arbeiterklasse aus der Stadt verdrängen und eine wohlhabende weiße Mittelschicht in die Innenstadt locken sollte.

Das Stadion wurde nach zahlreichen Verzögerungen vergangene Woche eröffnet. Kommende Woche soll darin Papst Benedikt XVI. seine erste Megamesse lesen. Und wer dabei kaum zu finden sein wird, sind die einstigen schwarzen Bewohner des nahe den Hafenanlagen gelegenen Stadtviertels, das dafür platt gemacht wurde.

Auch eine andere feste Adresse schwarzen Lebens im District of Columbia wechselte in den vergangenen Jahren die Farbe. Entlang der legendären „U Street“, in den 1920er bis 1960er Jazz- und Entertainment-Korridor schwarzer Künstler wie Duke Ellington, sprießen zurzeit neue Bars und Gourmet-Restaurants wie Pilze aus dem Boden. Die Kundschaft ist weiß. Bis vor wenigen Jahren war die U-Street eine No-go-Area für Weiße und fest in der Hand schwarzer Crack-Dealer und Straßengangs. Die bewaffneten Aufstände nach der Ermordung Martin Luther Kings 1968 hatten die U-Street zu einer Front im Krieg der Rassen werden lassen. Sie war folglich von den Segnungen der Stadtförderung gründlich ausgenommen worden.

In den letzten Jahren wurden knapp 30 Milliarden Dollar in Washingtoner Entwicklungsprojekte investiert, von Loftwohnungen bis hin zu Shoppingzentren. Washington gilt trotz der Wirtschaftskrise als einer der heißesten Immobilienmärkte der USA – ein Tummelplatz garantiert ohne Geringverdienende. Die werden immer weiter ins Umland verdrängt.

ADRIENNE WOLTERSDDORF

VON SAM WILD

Geografisch gesehen trennen Peking und Washington 11.000 Kilometer Land und Wasser. Ideologisch gesehen trennt die Hauptstadt der mächtigsten Nationen eine ganze Welt. Aber wenn man ins Detail geht, dann gibt es überraschend viele Gemeinsamkeiten: Peking wie Washington sind vom Goldrausch erfasst. Auf einmal sind die lange vernachlässigten Stadtzentren begehrter Wohnraum geworden. Investoren treiben die Preise in die Höhe und die bisherigen Bewohner aus ihren Häusern. Ob Volksrepublik oder präsidiale Bundesrepublik – das Geld regiert.

**D**och selbst das härteste Regime hat Risse. In China wehren sich Menschen dagegen, ent wurzelt zu werden, nur weil die Regie-

rung ihre Heimat zu anderen Zwecken nutzen will. Für den Widerstand gegen die Politik stehen hier die „Nägelhäuser“, so nennt man hier die Gebäude, die stehen blieben, auch wenn um sie herum alles umgepflügt wurde. Wie ein Nagel stechen sie aus der Landschaft heraus und zeigen weithin sichtbar, dass man ihre Besitzer nicht bestechen kann. Die Regierung schreckt vor brutaleren Mitteln zurück, da die Nägelhäuser viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen und eine gewaltsame Räumung Massenproteste auslösen könnte.

Nirgendwo ist die Gier nach Land größer als in Peking: In der ewig wachsenden Stadt steigt der Wert des Grundbesitzes um 15 Prozent pro Jahr. Familien, die seit Generationen in den typischen engen Häusern leben, in denen alle Räume um einen Hof herum gruppiert sind, sind von der explodierenden Stadtentwicklung bedroht.

Das System aus kleinen Gässchen, den Hutongs, hat seit den Zeiten der mongolischen Invasion im 13. Jahrhundert das Stadtbild geprägt. Das komplexe Netzwerk ist Heimat für Millionen von Pekingern, doch trotz des menschlichen und historischen Wertes scheint sich die Regierung nicht dafür zu interessieren, die Lebensweise der Menschen in den Hutongs zu schützen.

„Es gibt Familien, die lebten seit zweihundert Jahren hier, und dann hat man sie einfach zehn Kilometer weiter, jenseits der fünften Ringstraße, geschickt“, erklärt David Carini. Der selbständige Unternehmensberater ist vor acht Jahren aus den USA nach China gekommen. In flüssigem Mandarin unterhält er sich mit den Bewohnern der Hutongs, deren volle enge Gassen er gerne besucht.

„Die Hälfte der Hutongs ist schon erschlossen worden“, erzählt Carini, als wir durch Nan Luogu Xiang schlendern, eines der jüngsten Renovierungsprojekte in Pekings Zentrum. Die Menschen, die hier leben, teilen sich nun den Platz mit einem Ansturm von Touristen, die sich von ihrem Ausflug in den neuen amerikanisierten Cafés mit Cappuccino, Latte mit Geschmack und Wifi erholen. Kinder spielen auf den Stufen vor dem Haus ihrer Eltern, und alte Männer spielen Mahjong, die chinesische Variante von Domino. Hier ist es ruhig und idyllisch, ganz anders als in den großen Verkehrsstraßen ein paar Ecken weiter.

„Diese Mischung ist wirklich die einzige Möglichkeit, wie man die Hutongs überhaupt erhalten kann“, sagt Carini. „Mit ein paar hippen Bars und anderen In-Läden bringt die Gegend mehr Geld ein, und man wird sie zu etwas entwickeln, in dem der Grundbesitz teuer genug ist, damit man die gewachsenen Viertel nicht völlig zerstören muss.“ Als Carini das sagt, stehen wir gerade vor einem nagelneuen hohen Gebäudekomplex, den man mitten in das Viertel hineingebaut hat.

Ein paar Kilometer weiter in Jian Guo Men lebt Shi Lai, wie wir sie zu ihrem Schutze nennen, und ihre 20-jährige Tochter Shushuang. Die Luft hier kann man anfassen, so dick ist sie von all den Abgasen der Autos und dem Staub der vielen Baustellen. Shi Lai und ihre Tochter werden ausziehen müssen. Eine Geschichte, wie so viele in dieser Stadt.

Shi Lais Zuhause ist ein schöner Block aus den Dreißigerjahren, auf den Bauunternehmer in riesigen weißen Lettern „Abreißen“ geschmiert haben. Hier entsteht ein Hochhauskomplex mit Pförtner und Wellnessbereich für die Gäste der Olympiade.

„Die Gegend ist attraktiv“, sagt Shi Lai, das Haus liegt in der Nähe der U-Bahnstation, hier gibt es Kioske, Krankenhäuser, Schulen. Wer außerhalb wohnt, muss auch die gesamte Infrastruktur hinter sich lassen. Er muss bisweilen eine halbe Stunde laufen, um

eine Zeitung zu kaufen.“ Ein kompliziertes System sorgt dafür, dass, auch wenn Shi Lai de facto ihr Haus gekauft hat, die Regierung trotzdem noch das Recht hat, das Land zu verkaufen. „Sogar wenn man mal von allen nostalgischen Gefühlen absieht, davon, dass der Umzug meinen ganzen Alltag radikal verändern wird, bleibt immer noch der finanzielle Verlust, den wir durch den Verkauf dieses Hauses erlitten haben“, sagt ihre Mutter. Pekinger zu sein, muss man sich leisten können.

**A**uf der anderen Seite der Welt, mitten in Washington, gibt es zwar keinen historisch wertvollen Stadtkern, aber auch im sozialen Wohnungsbau der Washingtoner Viertel lebten einmal Leute, die gerne weiter hier gelebt hätten. Washington wird von seinen schwarzen Einwohnern „Chocolate City“ genannt, denn in der Hauptstadt gab es einst den höchsten Anteil schwarzer Amerikaner der USA. 90 Prozent waren es in den frühen Neunzigern. Jetzt „regeneriert“ sich die Innenstadt, wie offizielle Stellen es nennen, und so erlebte die zweihundert Jahre alte Schokoladenstadt die „Anillisierung“.

Der aufs Genaueste gestylte Rasen von Washingtons National Mall, der Landschaftspark, der das Weiße Haus umgibt, ist nur einen Block entfernt von Arthur Capper's, einer kleinen nachbarschaftlichen Wohnsiedlung, die in den Fünfzigerjahren angelegt wurde. Im Oktober 2001 erhielten hier die Bewohner von 760 Häusern eines Morgens einen Brief der District of Columbia Housing Authority. Die Regierung hatte Investoren 424 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt, um die Gegend komplett zu sanieren und das Wohnviertel mit Bürogebäuden anzureichern. In den nächsten Monaten sollten alle Bewohner ihre Wohnungen verlassen haben. Die überraschten Mieter und Hauseigentümer erreichten mit ihrem Widerstand lediglich ein bisschen Aufschub: Im Herbst 2003 wurden vierhundert Familien und weitere dreihundert Senioren aus ihren Wohnungen vertrieben – viele von ihnen mit Gewalt. Das Sanierungsprojekt nennt sich Hope VI. Hoffnung Nummer sechs, eine staatenübergreifende Initiative, die sich zum Ziel gesetzt hatte, Ghettos aufzulösen und die ehemaligen Bewohner in heterogenen Gegenden anzusiedeln, wo die gesellschaftlichen Strukturen stärker durchmischt sein sollten. Die Bewohner von Arthur Capper's wurden überall in der Stadt verstreut. Mit dem Versprechen, ihr Umzug sei nur vorübergehend. Fast fünf Jahre später ist den meisten von ihrer alten Heimat nur noch Dreck und ein paar Steine übrig geblieben. Nicht eine einzige Familie konnte bislang nach Arthur Capper's zurückziehen.

Um die zweihundertfünfzig Familien haben den Kampf nicht aufgege-



Raus aus der Stadt: Diese Familie musste für Büros Platz machen FOTO: SAM WILD

Im Hintergrund drohen die Hochhäuser: eines von Pekings alten Vierteln, manche Familien leben seit 200 Jahren hier  
FOTO: M. HEULY/PANOS



ben. Sie haben sich in einer Gruppe organisiert, den „Friends and Residents of Arthur Capper's“, zuerst hatten sie sich gegen die Massenumsiedlung gewehrt, und seit das gescheitert ist, versuchen sie ihren Rückzug zu erstreiten.

Debra Frazier ist eine der Vorkämpferinnen dieser Gruppe. Eine energische Frau, deren Erscheinung auf den ersten Blick klarstellt, dass man sie sich besser nicht zur Feindin macht. Debra Frazier ist unerschrocken und forsch. Jemand, der sich sein Leben lang in einer sozial schwachen Gegend behaupten musste und dessen Heimat man nun einfach ausgelöscht hat. Trotz der endlosen Diskussionen und der immer wieder neuen enttäuschten Hoffnungen ist ihr Kampfgeist ungebrochen. Wenn sie spricht, scheint sie zu singen. In ihrer tiefen heiseren Stimme trägt sie die Geschichte ihrer Schichten vor wie einen uralten Kampfgesang. Das alte Epos der Erniedrigungen der Armen durch die Reichen, der Schwarzen durch die Weißen.

Über ihren Kampf ist Debra Frazier krank geworden. Ihre dünnen Gliedmaßen lassen sie älter scheinen, als sie ist, und eine ungestillte, doch hoffnungslose Sehnsucht schwingt in ihrer Stimme mit, wenn sie von der Heimkehr nach den Irrfahrten spricht. „Das ist meine Gegend, das ist meine Stadt, sie werden mich hier nicht rauschmeißen. Niemals.“

„Die DC Housing Authority hat die Gelder von Hope VI nur unter der Bedingung erhalten, dass die sozial schwachen Familien wieder hierhin zurückkehren dürfen“, erklärt sie. „Aber wir hatten das Kleingedruckte nicht gelesen. Dort stand, dass sozial schwach ein Einkommen von umgerechnet 60.000 Dollar im Jahr bedeutet. Das Durchschnittseinkommen unserer Gemeinschaft ist 8.000 Dollar im Jahr. Wir sind ausgeflippt, als wir das herausfanden.“

Nur ausflippen hat die Gemeinschaft nicht gerettet, und Debra Frazier winkt nur noch müde ab, wenn sie an das entscheidende Treffen mit hunderten anderen ehemaligen Bewohnern und dem Geschäftsführer von DC Housing Authority, Michael Kelly, denkt. Das Treffen wurde gefilmt: Dort sieht man Debra Frazier mitten in der Menge, wie sie verzweifelt versucht, Aufmerksamkeit zu bekommen. Kelly ignoriert sie eine Weile erfolgreich und weigert sich, ihr das Mikrofon zu geben. Schließlich schreit sie ihren Protest durch den Saal, mit viel Zustimmung aus dem Publikum. Sofort schreiten Polizisten ein und zerren sie, unter aufgebrachtem Rufen der Versammlung – „Lasst sie sprechen!“ –, aus dem Raum.

Wie Debra Frazier, so sind die meisten Schlüsselfiguren der Bewegung Arthur Capper's Frauen, und so wie Debra Frazier waren sie einmal zäh, stark und

widerständig. Doch als man ihre Nachbarschaft auseinanderriss und sie an den entlegensten Stellen der Stadt, weit weg voneinander, wieder ansiedelte, litt ihr Zusammenhalt. Das nachbarschaftliche Miteinander versuchen sie nun mühsam aufrechtzuerhalten, indem sie sich so oft wie möglich treffen. Mit den Häusern von Arthur Capper's ist für die Bewohner eine ganze Kultur von Straßenkunst verloren gegangen. Wenn sich heute Kinder, Erwachsene oder Alte zum gemeinsamen Trommeln, Singen oder Tanzen treffen wollen, können sie nicht mehr wie früher einfach vor die Tür gehen. Heute muss man sich verabreden.

Anu Yadav ist von dieser Gemeinschaft und ihrem Schicksal fasziniert. Die junge indisch-amerikanische Dramatikerin hat ein Stück geschrieben, mit dem sie nun durch die Jugend- und Nachbarschaftszentren tourt, um den Menschen zu zeigen, was in Arthur Capper's geschehen ist und was es bedeutet, wenn man von einem Tag auf den anderen seine Heimat aufgeben muss. Debra Frazier ist glücklich, dass jemand ihre Geschichte erzählt, nachdem ihr die Autoritäten nicht zuhören wollten. „Das war keine Demokratie“ sagt sie, „die Verantwortlichen hatten Angst vor uns, sie wichen uns aus, wir mussten schreien, um gehört zu werden.“

Die „Vanillisation“ begann als ein langsamer, aber sich ständig steigernder Prozess. Die ersten Anzeichen der drohenden Vertreibung waren die großen Verkaufsschilder, die auf einmal in den Gebieten auftauchten, in denen sonst nur mit Drogen gehandelt wurde. Zusammen mit den Dealern standen sie auf einmal vor den Häusern und lockten potenzielle Firmen mit ihren Angeboten in Millionenhöhe.

Ken, ein Grundstücksmakler, der seinen Nachnamen nicht nennt, erklärt, dass Washingtons Bürgermeister sich einfach nach den Bedürfnissen der Business Community richten musste, die brachte schließlich das Geld. Er steht auf einer der neu entstandenen Straßen und preist die Vorzüge der Entwicklung: „Jetzt gibt es hier teure Restaurants, Supermärkte und Starbucks.“

Ein paar Monate nach unserem ersten Treffen sehen wir Debra Frazier wieder. Sie hat gute Nachrichten: Ein paar der älteren Ehemaligen haben nach fünf Jahren vergeblichen Wartens endlich ihren neu errichteten Wohnungen besichtigen können. Es kursiert das Gerücht, dass sogar noch mehr Häuser bald fertig wären und dass auch in die bald wieder Ehemalige einziehen dürften. Zusagen von offiziellen Stellen gibt es allerdings nicht.

Debra hat eine Versammlung mit den anderen Aktivisten einberufen. Man feiert die Neuigkeiten, aber hat auch ein bisschen Angst vor der Zukunft. „Unsere Gemeinschaft wird nicht mehr das sein, was sie einmal war“, beklagt eine füllige Frau. „Wenn ich mal

ein paar Tage nicht auf der Straße zu sehen war, kam früher immer einer meiner Freunde, um nach mir zu sehen. Wir passen aufeinander auf. Das ist Gemeinschaft. Unverkäuflich und unbezahlbar.“

In der Erinnerung ist Arthur Capper's ein Paradies der Menschlichkeit. Debra Frazier scheut kein Pathos. „Das ist Blut, das ist Schweiß, das sind Tränen“, deklariert sie. „Gemeinsam werden wir gewinnen! Eines Tages kommen wir alle zurück und dann werden wir uns in unseren eigenen Häusern wieder versammeln, so wie heute. Wir werden in Arthur Capper's sein, Hausbesitzer und Mieter werden wir sein, wir werden da sein. Das ist unser Leben. Das haben wir uns verdient. Wir gehen niemals auf.“

In Peking steht David Carini vor einer Kreuzung in der Nähe des Nan Luogu Xiang Hutong. Er blickt skeptisch auf

eine Baustelle, wo früher eines seiner Lieblingsrestaurants war. „Ein paar der Menschen wurden von den Unternehmern fair für ihren Besitz bezahlt“, sagt er. „Aber eine große Masse konnte nur durch illegale Mittel zum Umzug gebracht werden: Mit finanzieller und körperlicher Gewalt.“ In Jian Guo Men haben Shi Lai und ihre Tochter Shushuang ihre Taschen gepackt. Sie schauen zum letzten Mal durch alle Räume, dann verlassen sie das Haus. Auf dem Weg zur U-Bahn schauen sie auf den Boden, sie weichen den Pfützen und dem Dreck aus – ebenso wie den fragenden Blicken der Nachbarn.

Aus dem Englischen: Judith Luig

**SAM WILD, Jahrgang 1971, ist freier Journalist und lebt in London. Über den Kampf um Arthur Capper's hat er einen Film gedreht**  
[www.choc-city.org](http://www.choc-city.org)



„Abreißen“ steht auf diesem Haus in einem Peking Hutong FOTO: REINICKE/LAIF

## Peking

Peking war flach, grau und staubig – ein **Dritte-Welt-Dorf** rund um die verbotene Stadt. Das war vor zwanzig Jahren. Aber auch zehn Jahre später, bis zur Jahrhundertwende, hatte sich das Grundgefühl nicht geändert: Man lebte in einer Stadt am Rande der Wüste, das Klima war hart, im Winter wurde geforen, im Sommer geschwitz, die Fahrradwege waren lang, im Bus war es eng, aber es ging allen so. Selbst die Regierungsempfänge entbehrten noch jeden Luxus.

Heute ist Peking endlich das, was alle erwarten: die neue, **frisch herausgeputzte Welthauptstadt** des Ostens, auch wenn sie sich wörtlich übersetzt „Hauptstadt des Nordens“ nennt. Sie hat den Grauschleier abgestreift und ihre meisten Räume klimatisiert. Sie ist vom Fahrrad aufs Auto umgestiegen, hat Busse und Bahnen renoviert. Sie hat ihre Einwohnerzahl von 8 Millionen vor 20 Jahren auf 16 Millionen verdoppelt. Sie hat sich **weit ausgedehnt** und sich einen äußeren Ring glitzernd moderner Satellitenstädte angelegt. Vor allem aber hat sie sich ein neues Gesicht gegeben.

Es besteht aus jenen **Wunderwerken westlicher Großarchitekten**, die jetzt das Profil der Pekinger Skyline prägen. Zwei Türme, die schräg aufeinander fallen und sich gegenseitig abstützen: So kündet das neue Gebäude des chinesischen Staatsfernsehens CCTV, erschaffen von dem deutschen Architekten Ole Scheeren und seinem Partner Rem Koolhaas, von einer Stadtarchitektur der Ungeraden, wo alles in Bewegung ist und kein Stein auf dem anderen bleibt.

Ebenso monströs modern ist die neue **Oper** am Platz des Himmlischen Friedens. Sie wirkt durch ihre riesige ovale Form **trickfilmreif**: wie das Ei von Godzilla inmitten des alten kaiserlichen Pekings, welches das Ungeheuer eigentlich in das Vogelnest hätte legen müssen – das Vogelnest ist das neue Olympiastadion mit seinem wild verzweigten Gewebe aus Stahlträgern.

All diese Gebäude tragen so viel Wahrzeichencharakter für Pekings boomende Wirtschaft, für den allgegenwärtigen Wandel, dass **Kaiserpalast** und Himmelstempel als Symbole von der Oberfläche längst **verschunden** sind. Nur die Touristen pilgern noch dorthin. **GEORG BLUME**